

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **8 (1930-1931)**

Heft 10

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

VIII. Jahrgang, Heft 10 — März 1931

Preis der Einzelnummer Fr. —.80

Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Hans Vonwyl, Zimmer 2, Universität Zürich

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

... ET IN TERRA PAX HOMINIBUS BONAE VOLUNTATIS.

Zwei Jahre Redaktor des „Zürcher Student“! Wenn es die ersten Erfahrungen meines Lebens gewesen wären, die ich während dieser Zeit machen durfte, wäre ich vielleicht heute für einige Zeit reif für ein Sanatorium, dessen Namen man aus Höflichkeit meist sehr zart mit „Nervenheilanstalt“ umschreibt.

Statt dessen ist mir so etwas wie eine dicke Haut gewachsen, die starr und unempfindlich bleibt, wenn giftige Stechmücken mich auch schwarmweise umschwirren.

„Stechmücken?“ — Ich könnte auch sagen „Schmeißfliegen“, doch solche Biester unterscheidet man bloß in der Zoologie genauer.

Der Mensch ist des Menschen Vampyr!

Startete ich da voll des besten Willens, es sämtlichen 1500 Studenten und den Professoren dazu recht, oder doch zum mindesten unterhaltsam zu machen, in meiner Redaktions-tätigkeit.

In den ersten Nummern des heute nach dem Ausspruch vieler „sattsam bekannten“ roten Heftes vertrat ich einen Artikel, durch den ich die „Schlafenden“ aufwecken wollte.

Man hatte mir nämlich ernsthaft versichert, der größte Teil der Zürcher Studentenschaft schlafe. Schlafe den Schlaf der Übersättigten und der Träumer unter den Wachenden. Ein Redaktor aber, der möchte doch, daß sein Blättchen gelesen würde. Schlafende aber verbergen die Augäpfel für gewöhnlich hinter gesenkten Lidern und lesen in diesem Zustande höchstens in Akasha-Chroniken, nicht aber im „Zürcher Student“.

Ich kitzelte diesen Teil der hochehrenwerten Gesellschaft mit einem geistigen Strohalm in den geistigen Nasenlöchern, machte aber schleunigst die Erfahrung, daß, wenn man Siebenschläfer auf diese Art weckt, man zuerst einmal ihre ungehemmte Wut erregt und nachher ihre schlechte Laune zu tragen hat.

Schon wollte ich damals coram publico academico einen gewaltigen Knie- und Bußfall tun, als ein glühender Verehrer des vorangegangenen Redaktors mich dieser Prozedur dadurch enthob, daß er ein wunderschönes Pamphlet gegen mich verfaßte, mich als — gemessen an meinem Vorgänger — geistig minderwertig taxierte, seine Epistel mit ein paar fremden Unterschriften, beileibe aber nicht mit seiner eigenen, schmückte und mir zustellen ließ.

Nun war ich zahm wie eine Taube, nahm mir heilig vor, nur noch fremde Meinungen zum besten zu geben und von diesen fremden Meinungen vorzüglich die der bestehenden Studentengruppen, Verbindungen usw.

Vor jedem Häuptling dieser Fähnlein machte ich meine Reverenz und bat ihn devotest um Bekanntgabe seiner Kriegsziele im „Zürcher Student“: — während der darauffolgenden Ferien hatte ich dann Zeit und Muße, über die Naivität nachzudenken, die mich geritten haben mußte, als ich an diese unglückselige Idee geriet: wie wenn ein Feldherr je seine wahren Kriegsziele verraten würde! Und dazu noch an einen Redaktor, der nicht einmal die primitivsten Grundregeln des akademischen Bewegungskrieges, den *C o m m e n t*, kannte!

Noch heute seh ich ihn vor mir, jenen Vertreter der ältesten schweizerischen Studentenverbindung, wie er auf meine Anrede hin auf der großen Mitteltreppe zwei Stufen höher vor mir stehen blieb und mit starr durch mich hindurch in die Ferne gerichtetem Blick meine Frage wiederholte: „Zweck und Ziel meiner Verbindung? Das im „Zürcher Student“ bekanntgeben? Werde es unserm B.C. zur Prüfung vorlegen.“ —

Damit war ich gnädigst entlassen: Heutigen Zweck und heutiges Ziel der ältesten schweizerischen Studentenverbindung kenne ich selbstverständlich heute noch nicht. So etwas gibt man doch nicht den Profanen preis! Über das wird doch nicht im „Zürcher Student“ diskutiert! Man würde vielleicht

bei den eigenen Farbenbrüdern auf heftigsten Widerspruch stoßen, wenn man so was formulierte, — Knalleffekt — Schluß. Der denkenden Wildenschaft soll es doch einleuchten, daß die Tatsache allein, daß irgend etwas älteste schweizerische Studentenverbindung ist, genügen muß, um ihre Existenzberechtigung vollauf zu erweisen.

Andere waren freilich weniger zurückhaltend, schrieben mir Artikel. Artikel, die gedruckt wurden, die Vorteile einer Studentenverbindung schilderten. Damit aber wurden auch schon die heftigsten Gegner derselben auf den Plan gelockt. Eine Gruppe von Studierenden aus einem Lande, das man im deutschen Sprachgebiete überall ein edles nennt, jedoch nicht alles, was von dorthier kommt, auch dafür hält, überreichte mir eine hohntriefende Tirade gegen alles, was studentische Farben trug. Ich lehnte die Veröffentlichung ab: prompte Beschwerde der Söhne des edlen Landes beim Kleinen Studentenrat. Der befaßt sich mit der Sache, hält eine Sitzung, stimmt darüber ab, ob die Sache erscheinen solle oder nicht. Zwei Mitglieder des Kleinen Studentenrates, die ihr Gaudi an einem gewaltigen Radau gehabt hätten, waren dafür, zwei schüchterne und ängstliche dagegen. Das Präsidium traf den salomonischen Entscheid, die Angelegenheit an den Redaktor zurückzuweisen und es diesem selbst zu überlassen, was zu tun er für gut finde. Um keine Pogromstimmung zu schaffen, ließ ich die Eingabe sanft im Papierkorb verschwinden, bin aber dafür von jenem Tage an als Antisemit verschrieen.

Zerknirscht ging ich damals hin und trat selbst in eine Verbindung ein, die sich nicht weigerte, mir Zweck und Ziel bekanntzugeben. In Wirklichkeit war es mir natürlich darum zu tun, den schwervermißten Comment kennen zu lernen. Wer aber verwundert sich nicht, wenn mir heute nach anderthalb Jahren noch bedeutet wird, es lasse in dieser Hinsicht bei mir immer noch zu wünschen übrig?

*

Ferien tun auch dem Redaktor eines Studentenblättchens gut. Das habe ich oben schon angedeutet. In schönen Ferientagen sieht man manches ein, was man an der Universität nach Jahren nicht einsehen würde. Meine Einsicht bestand darin,

daß ich künftig die großen geistigen Probleme vor den Studenten auswalzen wollte. Hatte mir nämlich so irgendein Verlag ein Buch zur Besprechung eingeschickt, das eine gewaltige Anklage gegen die sogenannte Freimaurerei zu enthalten schien. Was verstand denn ich von Freimaurerei? Nichts! Darum suchte ich mir einen Rezensenten aus, den mir der Zufall in die Bude geschneit hatte. Ich glaubte, daß er der Mann sein werde, in die gewiß interessanten und geheimnisvollen Winkel zu leuchten, die das Buch aufdecken wollte. Ich gab ihm den Auftrag, einen ganzen Artikel darüber zu schreiben. Der Artikel kam und enthielt — genau das Gegenteil von dem, was wir, der Verfasser des Buches, der Verlag und ich, uns hatten träumen lassen: eine Anklage an die Ankläger, eine Zurückweisung aller Vorwürfe und die Behauptung, daß gewisse Methoden des Christentums die Freimaurerei geradezu bedingt, notwendig und segensreich für die Menschheit gemacht hätten.

Ich hatte Bedenken gegen den Artikel. Vielleicht in erster Linie, weil ich dem Geheimnisvollen an der Freimaurerei mißtraute, vielleicht auch weil mein Rezensent sich plötzlich als Gegner des Katholizismus entpuppte. Das sagte ich ihm auch. Er aber bestand nun plötzlich heftig auf seinem akademischen Rechte, im „Zürcher Student“ das sagen zu dürfen, was ihm beliebt. Ich gab nach in der Hoffnung, daß dadurch wieder die Gegenspieler auf den Plan gerufen und sich glänzend verteidigen würden, zu Nutz und Frommen der wißbegierigen Studentenschaft.

Eine Antwort kam zwar, doch eine sehr zahme, die weder die nötige Aufklärung gab, noch jedermann befriedigte. Ich aber galt von da an offiziell als Katholikenfeind.

Noch verlor ich den Mut nicht. Wenn es nicht die Freimaurerei und der Katholizismus waren, über die man diskutieren durfte, so waren es vielleicht Dinge, die den Studenten unmittelbarer interessierten. So etwa das Verhältnis zwischen Professoren und Studierenden. Da in den Wandelgängen das Fluchen und Schwören über einzelne Dozenten an der Tagesordnung war, die Methoden und Ergebnisse furchtbar bemängelt wurden, jedermann von einer bevorstehenden geistigen

Palastrevolution sprach, wenn es nicht besser werde, keiner aber meiner Aufforderung, doch darüber einen Artikel zu schreiben, aus Furcht, er könnte dabei Haare lassen müssen, entsprechen wollte, beschloß ich, mich wie Winkelried zu opfern und den „Meinen“ eine Gasse zu machen. Ich zog im Sinne der Unzufriedenen, im Tone freilich etwas gemildert, gegen die Professoren vom Leder und erregte — o Wunder! — einen allgemeinen Beifallssturm. Allgemein? Halt, das müssen Sie natürlich verstehen: wie alle Begriffe, ist auch das „allgemein“ etwas Relatives. Die kochenden Seelen, die Revolutionäre, die Nörgler, die Enttäuschten schrien mir alle Beifall zu, freuten sich königlich über meine Tat, durch die wenigstens sie nicht kompromittiert worden waren.

Doch die Mächte des studentischen Geschickes setzen sich aus verschiedenen Komponenten zusammen. Eines schönen Tages wurde ich hinter eine schalldicht abschließende Tür gerufen und mir bedeutet, daß ein solcher Artikel genüge, wohlverstanden einer. Das Ansehen der Universität, der Dozenten usw. . . . wenn ich aber Lust hätte, an dieser Universität wirklich Studien zu betreiben und Examina zu riskieren, so möge ich es mir in Zukunft besser nochmals überlegen, bevor ich solche Zeilen dem Papier anvertraue.

Kameraden fragten mich seit jener Zeit öfters, warum ich denn plötzlich meine frühere elastische Haltung verloren hätte und mit hängenden Zügeln wie ein abgetriebener Klepper herumlaufe. Ich stotterte viele Ausreden, wagte aber nicht, ihnen zu verraten, daß es der Knieschlotter sei, der mich gepackt habe. Ein väterlicher Freund aber sagte mir, ich solle durch zukünftiges Wohlverhalten danach trachten, die höhere Auffassung, nach der ich ein gefährlicher Aufwiegler sei, zum Vergessen zu bringen und mir den verloren gegangenen guten Ruf als braver Student zurückzuerobern.

So lernte ich allmählich einsehen, daß Hochschulmenschenteute sind, die wie alle übrigen Sterblichen wohl die hohen Ideale der Geistesfreiheit, des Bekennermutes, des Willens zur fortschreitenden bessern Erkenntnis um jeden Preis gleich Papierlaternen in die Kuppeln ihrer Geisteskonstruktionen hängen, in Wirklichkeit aber spinnegiftig und allzumenschlich wer-

den, sobald man sie in ihrem verzückten Schauen auf ihr eigenes buntes Laternchen irgendwie zu unterbrechen sich erdreistet.

Wenn es also nicht „opportun“ oder nicht genehm sein sollte, mit dieser illustren Versammlung über Zweck des Seins oder Nichtseins, über Religion, Ethik, Moral, Fort- und Rückschritt zu diskutieren, wenn es ein Staatsverbrechen sein sollte, von jenen Herren Dozenten, die ihre Ideen (o Philosophie!) eingehüllt in Ungetüme von nebelhaften Gebilden der Zuhörerschaft zu servieren pflegen, öffentlich Rechenschaft darüber zu verlangen, was sie eigentlich meinten,

wenn darüber hinaus zwei Jahre vorher der Große Studentenrat feierlich beschlossen hatte, daß im „Zürcher Student“ künftig Philosophie und Literatur nicht mehr behandelt werden sollten, weil der Student davon vom Hörsaal her genug habe, und aktuelle Fragen in seinem Blatt behandelt haben wolle,

d a n n blieb mir armem Teufel von desillusioniertem Redaktor tatsächlich nichts anderes mehr übrig, als die Diskussion in jenes Fahrwasser hinüberzuleiten, in dem die Prominenten des Alltags vergnüglich schwimmen: in das der hohen und niedern Politik.

Richtig: der Gedanke schlug ein; die Studenten hatten ihr Spielzeug gefunden, das sie von bösen Gedanken ablenkte und die Universität nicht weiter gefährdete, solange sie sich mit einer speziellen Kategorie, der h o h e n Politik begnügten.

Unter hoher Politik verstehe ich d i e Politik, die sich nur in höchsten Gedankensphären bewegt, also über Staatsformen wie Demokratie, Aristokratie, Faschismus, Bolschewismus, über Menschheitsideale wie Weltfrieden, ewige Abrüstung, Kriegsächtung, Pan-Pan-Pan- und nochmals Pan-Ideale sich ereifert und der gerade mündigen Jugend die Wangen färbt.

Leider ist aber die hohe Politik ein s t i l l e s Gewässer, in dem sich wohl gefahrlos herumplätschern läßt, in dessen Fluten man aber die Kraft seiner Arme und seines Willens nur ungenügend erproben kann.

Was Wunder, wenn die Studiosi Studiosaeque eine Weile Gefallen daran fanden, dann aber plötzlich gelangweilt und überdrüssig werdend, mehr verlangten — Abwechslung —, küh-

ner wurden und unversehens in die reißenden Fluten der niedern Politik sich stürzten.

Niedere Politik: Politik des Alltags, Parteipolitik, Politik der Fleisch und Blut gewordenen Größen, Politik der Ratsäle und des Streites um die darin aufgestellten Sessel.

Hei, wie sie da mit einem Schlage aufwachten, die Siebenschläfer, als einer den Funken ins Pulverfaß warf und behauptete, der Student müsse sich um die Politik kümmern, auf der ihr eigener Staat, ihre Zukunft, ihre Universität und, bedingt, auch ihre Wissenschaft beruhe.

Da war es vorbei mit dem jahrzehntelangen Schläfe, vorbei mit der Eintracht, oder besser: den stillschweigend ertragenen Feindschaften. An allen Ecken und Enden schossen politische Gruppen aus dem Boden, warfen ihre Überzeugung oder doch die Überzeugung ihrer Genitoren und Lehrer in den Streit der Meinungen.

Was dann in der Öffentlichkeit erfolgte, ist bekannt.

Was weniger bekannt sein dürfte, ist, daß nach jedem politischen Artikel, der im „Zürcher Student“ erschien, der Redaktor mit wutschnaubenden Zuschriften überhäuft wurde des Inhalts, man könne es nicht verstehen, daß er einen derartigen Unsinn, derart unsachliche, unwahre, entstellte, persönliche Darstellungen in das hochheilige Studentenorgan aufnehme und dadurch nach außen die irrtümlichste Auffassung erwecke über das „geistige Niveau“ unserer Studentenschaft.

Grundgütiger Himmel! Wenn du sehen würdest, aus welchen Faktoren sich dieses „geistige Niveau“ zusammensetzt!

Kannst du es fassen, wenn ich dir versichere, daß es Studenten der philosophischen Fakultät mit mehr als zehn Semestern gibt, die mir Artikel schreiben, welche als Aufsätze in stilistischer und orthographischer Beziehung einem Sekundarschüler Noten dritter Güte eintragen würden?

Glaubst du es, daß es an der Universität Studenten gibt, die aus Anthroposophie, Katholizismus und Bolschewismus zusammen ernsthaft ein menscheitsbefreiendes weltanschauliches System bauen und durch den „Zürcher Student“ der Menschheit verkünden möchten?

Glaubst du, daß . . . nein, mehr will ich nicht sagen, auf daß

nicht wieder das Ansehen der Universität vor dem Volke gefährdet werde.

Schweigen will ich, damit mir nicht, wie schon einmal wegen Billigung einer fremden aber ehrlichen Meinungsäußerung, nochmals mit dem Universitätsrichter gedroht werden muß!

Schweigen also will ich, denn vielleicht habt ihr nun doch begriffen, warum der „Zürcher Student“ heute politisch gefärbt ist, warum nichts anderes von tiefschürfendem Werte darin steht. Denn alle die, welche wirklich etwas zu sagen hätten, gescheidt und begeistert oder sachlich zu sagen wüßten, *s c h w e i g e n*, schweigen sich aus über ihre leidenschaftlich empfundenen Erkenntnisse, weil sie alle wissen, daß über ihren Häuptern eine Instanz steht, die nur den Daumen umzudrehen braucht, um sie für längere Zeit zu erledigen.

Ich sage ausdrücklich *n i c h t*, d a ß sie es tue, die Instanz, aber der Student hat — vielleicht mangels besserem Kontakt; doch an wem liegt es, die Hand auszustrecken: an den lebenserfahrenen Männern oder an den oft hilflos suchenden Jungen? — gefühlsmäßig die Gewißheit, daß sie es jederzeit tun könnte und, schlimmer noch, tun würde, wenn einer sich vermessen wollte, den Wert gewisser Einrichtungen ernstlich anzuzweifeln.

Solange das nicht anders wird, wird auch der „Zürcher Student“ immer wieder auf höhere und niedere Politik zurückkommen.

Vielleicht wird er auch wieder über Philosophie, Literatur, Poesie, Musik und andere schöne Künste berichten: es wäre wirklich z u schön, und — ungefährlich!

Vielleicht denkt nun dieser und jener etwas nach über die bona voluntas.

Hans Vonwyl.

GESUNDE RELIGION UND RELIGIÖSE GESUNDHEIT.

Den Menschen ist ein religiöses und ein Gesundheitsstreben eigen. Das eine wie das andere ist von einem Vollkommenheitsideal getragen. Als Sehnsucht schwebt uns sowohl eine Gesundheit des Körpers als eine solche der Seele vor.

Beide Strebungen können mit Leidenschaft verfolgt werden, zum Fanatismus, sei es im Sport oder in religiösem Eifer, führen. Gerade unsere Zeit zeugt von einem Eifer sowohl in der einen als in der andern Richtung, sei es als Interesse am Okkulten-Mystischen oder an körperlichen Betätigungen und mannigfaltigen Gestaltungen der Bewegung.

Der Fanatisch-Religiöse der Vorzeit wurde Asket. Er nahm den Körper als Nebensächlichkeit. Sein Gebahren barg die Gefahr der ungesunden Religiosität in sich. So zu urteilen haben wir heute ein Recht, wo der Körper eben auch seine ihm gebührende Rücksicht erheischt. Das Interesse und der Erfolg auf der Ebene des Religiösen mochte ehemals die Vernachlässigung des Körpers verzeihlich gemacht haben. Die moderne Heilkunde kann aber nicht mehr ein Gebiet vernachlässigen und muß den Weg einer harmonischen Gestaltung von Körper und Seele anzubahnen sich bemühen.

Ich möchte in den Bereich des körperlichen Interesses auch das materielle, alles Diesseitsinteresse miteinbeziehen. Mit einem Wort würde es sich in dieser Richtung um die äußere sichtbare Wirklichkeit handeln, um die Anpassung an die Außenwelt, die Umgebung, die Mitmenschen, die Gemeinschaft.

Wenn wir alle diese Tatsachen aufzählen, dann sehen wir ein, daß das, was wir in den Bereich der Gesundheit hineinstellten, auch eine Beziehung, ein Aufgehen in einer Funktion ist. Nun ist aber der Begriff der Religion mit dem der Beziehung verwandt, ihm gleichzusetzen im Sinne der Beziehung zu Gott. Gesundheit wäre die bewußte Beziehung zum Körper, gleichsam ein religiöses Verhältnis zum Körper.

Wenn wir so unsern Titel umschreiben in „Beziehung zum Körper und zur Seele“, so können wir in unserer Erkenntnis in dem Sinn weiterschreiten, als das Bewußtmachen aller Beziehungen und deren Ausgestaltung uns menschlicher und lebensreicher macht.

Der Mittelpunkt unserer Lebendigkeit ist das Herz. Sein Pulsschlag gibt den Rhythmus des Einzellebens an. Dieser wechselt ab zwischen Einziehung und Ausdehnung. Wir breiten unser Wesen aus und bieten uns dar oder wir ziehen uns zu-

rück und besinnen uns auf uns selber. Wir verausgaben uns oder wir verschließen uns in Selbstsucht, Eigensinn, Mißtrauen.

Unsere Seele ist eine Quelle unendlicher Bilder, die wir lusttrunken schauen können. Schönheit und Sinnlichkeit können uns Schauen und Beziehung ineinander schlingen machen. Die Seelen verlieben sich ineinander. Sie schwelgen gegenseitig im Schauen ihres Seelengrundes. Die Bilder können aber auch für sich, wie in einer eigenen Wirklichkeit, als Akt der Selbstverliebtheit walten. Soweit können Beziehungen chaotisch und ungesund in Erscheinung treten. Die Elemente der Seele sind noch nicht gerichtet. Im Bereich derselben herrscht noch Willkür.

Der Beginn einer gesunden Religion hebt mit dem Aufdenplantreten der wahren Liebe an. Diese bietet die Hand zum Aufstieg in die Wirklichkeit, denn die Seele muß über die äußere Beziehung heranreifen. Die Pflicht des Augenblicks darf nie außer acht gelassen werden.

Jede Pflicht, Aufgabe, Hingabe, an Familie und Beruf, fordert Rücksicht auf die Gesetze der körperlichen Gesundheit, ist von den Normen der äußern Anpassung getragen. Der Seelenträger verausgabte sich, geht in Aufgaben auf, heiligt diese, wird wie die andern, bis schließlich der Augenblick kommt, wo das Herz sich wieder zusammenziehen muß. Dann kommt die Selbstbesinnung und die innere Stimme, die die einseitige Bewertung des Äußern schilt. Die Stimme Gottes in unseres Wesens Kern will gehört werden. Die Ungeteiltheit und Einigkeit unseres Selbst heischt auch ihre Gesetze und die Erfüllung ihrer Lebensbedingungen. Gott ruft uns in die Schranken.

Das Gestalten der äußern Wirklichkeit kann uns in Ehrgeiz, Gewinnsucht, Geltungshunger treiben, und in diese Strebungen verquicken. Wir müssen einmal vor das Angesicht Gottes treten und darin unsere Seele spiegeln. Dann kommt die Frage nach dem Sinn des Daseins, unseres Einzeldaseins. Dann verlangt die Seele das Werk ihrer Gestaltung, denn in jedem von uns ist die Seele ein Keim, ein göttliches Gebilde, das wachsen, zu seiner eigenen Form kommen will. Die Seele will laut werden, künden können, was sie am Urgrund erfahren

hat. Erst wenn sie bis zum Urgrund zurück geatmet hat, erst dann kann sie wieder schenken, ausstrahlen. Nur so ersteht echte Religion.

Diese Ursehnsüchte haften unserer ganzen körperlichen Hülle an, deren Formen und Funktionen gleichnisgeladen sind. Bis in jede Zelle hat sich die Seele eingenistet, um sich auszudrücken. Das Schöpferwalten bedient sich unseres Selbst, um seine mannigfaltige Sinngebung neu zu künden.

Das naturverbundene Tier hat seinen eingebornen Rhythmus, der vergangenheitsträchtige Mensch aber ist verkrampft, von Ahnen schuldbedrückt. Seine Verantwortung will die Schuld tilgen und die Seele bedient sich der Religion, um aus der Schuld den Sinn und Glauben zu entfalten.

Was ist religiöse Gesundheit, was gesunde Religion? Die eine dieser Wirklichkeitsfunktionen soll ebenbürtig neben der andern stehen. Das religiöse Streben soll von der Heiligung der Gesundheit umschränkt sein. Der Eifer für die Gesundheit soll in religiöser Ehrfurcht verankert sein.

Beide Reiche verstehen wir unter dem umfassenden Begriff des Kosmischen am besten. Sobald wir das Wesen des Kosmos erfaßt haben, sind wir über das Walten, das Chaos, grundsätzlich hinaus. Kosmos ist Ordnung und Leben, seelische und körperliche Lebendigkeit. Das Wirken der geistigen und körperlichen Wirklichkeit steht unter einer Herrschaft, einem richtunggebenden Prinzip. Das eine dieser Prinzipien ist das Gleichnis für das andere. Wir sollen in beiden Reichen die Gesetze gleich hoch achten. Die äußere Welt ist voll von Gegenständen, die innere voll von Bildern. In beide soll aufbauende Ordnung treten.

Jene Religion ist ungesund, in der wir darin stecken bleiben, einen Menschen zum Götzen zu machen. Wohl darf der geliebte Partner vergottet werden, er soll aber der Mittler zum wahren Gott bleiben. Ungesunde Religion ist da, wo Sinnlichkeit Selbstzweck bleibt, wo sie des gestaltenden Wandels entbehrt, denn Wandlung ist Gestaltung.

Die gesunde Religion kann in einer wahren Geschlechterbeziehung enden. Die Beziehung der sich verstehenden Men-

schen soll eine religiös abgeklärte werden. Der Weg dahin führt über die Stufen der Sinnlichkeit.

Die Krankheit hat ihre Wurzeln mit im religiösen Unge-nügen. Ein kranker Mensch ist kosmisch unrecht eingestellt. Es gibt für jeden Menschen eine eigene kosmische Bahn, in der er sich am lebendigsten, lebensoptimal bewegt und fühlt. Verstehende Liebe hilft diese Bahn weiten und sichten.

Erkenntnis der kosmischen Gesetze, die außen und innen gelten, führt uns zur wahren Selbsterkenntnis. Auf dieser Ebene liegt das Heil.

Krankheit ist Beziehungslosigkeit, Gesundwerden aber Einswerden mit dem All. Der wahre Arzt und Heiler ist der, der dem Kranken den Weg zu seiner Allbeziehung weist. Jeder hat seine irdische Erfüllung zu leisten, seine Religion zu leben. Wir haben Schuld abzutragen, Chaos zu entwirren, das aus den Sünden der Ahnen sich häufte. Daher müssen wir in den Schacht der Seele hinabsteigen und mit den Urgewalten ringen. Der Glaube und der Gesundheitsinstinkt sollen uns befähigen, aus der dunkeln, blinden Macht des chaotischen Waltens zu entinnen, um aus den Erfahrungen des Geistes, der in unserm Seelengrunde der Auferstehung harrt, einen sinnvollen Lebensinhalt zu gestalten. Dann ist die Kindschaft Gottes erfüllt und die Möglichkeit, ein Menschensohn zu werden, gegeben.

Wir sind in das Wesen einer Seite des Seins eingedrungen und suchten uns mit ihr vertraut zu machen, um nun auf die andere Seite wieder Rücksicht zu nehmen.

Der abstrakte Grübler, der Mensch der Selbstschau, dem diese zur verzehrenden Lust werden kann, muß zur Weisheit der äußern Wirklichkeit zurück, wo die Tat ihm zum Erlebnis werden soll. Er muß zu jenem Augenblick gelangen, wo er aus der Stille seines Innern in die Welt tritt, gehobenen Hauptes und lebensfreudig. Innerlich gestärkt soll er die Bahn des Handelns und Schaffens sinnbegabt schreiten, gegenwarts-gläubig. Da, wo beim andern, dem nur Äußerlichen, Gewinn-sucht und Wirklichkeitsbewältigung zum Selbstzweck ausarten, weil ihm innerlich Halt und Schranke fehlt, da schreitet er mit

seiner Geisteskraft rhythmisch gesund einher. Seine Kraft ist gemessen, und er ist zum Führer berufen, auch da selbst, wo er äußerlich in dienender Rolle bleibt.

Die Geschichte, das politisch Gegebene, die geschäftlichen Gepflogenheiten, wie tierisch, brutal, gewalttätig sie als Daseinskampf auch dastehen, der Mensch kann sie doch in die Hand bekommen und ihnen gestaltende Richtung geben, indem er schöpferisch über den Geschehnissen zu stehen vermag. Wenn der innere Rhythmus, den das Gotterlebnis ihm schenkte, schön und wahr war, muß es auch der äußere werden.

Da sind wir in eine Familie, einen Beruf, einen Staat, eine Gemeinschaft gesetzt. Alle diese Bereiche sollen wir durchseelen, damit sie organische Gebilde werden. Nur der wird zum wahren Führer, in dem der Seelengrund durchläutert worden ist.

Die derbe Wirklichkeit, der drückende und beängstigende Kampf ums Dasein mit seinen Brutalitäten, muß ehrlich durchlebt werden. Nur nicht eitel, denkfaul und einsichtsfeig Standpunkte verkrampft einhalten! Zur Sünde stehen, uns ihrer bewußt werden, um darnach erkennend mit dem blinden Walten fertig zu werden! So kann jedes Schlachtfeld der Liebe wieder erblühen, wenn Mut zum Schuldbekenntnis und zur entfaltenden Freiheit da ist.

In allem Kampf soll Ritterlichkeit Grundlage sein. Dann bekommt das Leben einen mythischen Sinn.

Wie lebt der Mensch seinen Mythos? Dies steht im Sinn-
gleichnis zum Kosmos. Demgemäß wäre das Erleben des
Mythos das religiöse, das des Kosmos das Gesundheitserlebnis.

Gesundheit und Glaube sind Fiktionen, nie erfüllte Seh-
süchte. Das gibt ihnen die seelisch-vitale Spannkraft. Mit die-
sen Strebungen wächst der Mensch über sich selbst hinaus.
Inneres und äußeres Leben breitet sich da mit unbegrenzten
Möglichkeiten als Aussicht vor uns.

Verdichtung unseres Wesens sei unser Ziel. Das ist die
Kunst des Lebens und des Seins, Erfassen der Beziehungen,
religiöse Erkenntnis.

Dr. med. O. Rothenhäusler.

MARXISMUS ODER SOZIALREFORM?

Es ist unbestreitbar, daß gegenwärtig in den meisten mittel- und westeuropäischen Ländern die Sozialdemokratie eine große Wandlung durchmacht. Langsam, aber in der letzten Zeit immer deutlicher, legt sie ihr Gehaben aus der Sturm- und Drangzeit ab. Aus einer stürmisch-heftigen Oppositionspartei wird sie zu einer ruhigen, maßvollen „Ordnungs“-Partei. Vielleicht am klarsten zeichnet sich diese Entwicklung in Deutschland ab. Seit dem 14. September, dem Tag der „Hitlerwahlen“ ist die deutsche Sozialdemokratie die festeste Stütze der deutschen Demokratie, aber am gleichen Tage, da die Partei, die ein Wilhelm Liebknecht und ein Bebel begründet und in der noch vor wenigen Jahren eine Rosa Luxemburg und ein Karl Liebknecht mitgewirkt hatten, jenen gewaltigen Schritt nach rechts tun mußte, an jenem selben Tage war auch ihre Macht, ihr Ansehen und ihr Einfluß gebrochen. Das größte Unglück, das dieser mächtigsten und gefährlichsten Oppositionspartei zustoßen konnte, stieß ihr zu: Sie wurde ohne ihren Willen durch die Ereignisse aus der Opposition heraus in die Stellung einer staaterhaltenden Partei hineingedrängt. Die Sozialdemokratie kämpft in Deutschland nicht mehr für die Änderung der Gesellschaftsordnung, im Gegenteil, heute ist sie an ihrem Bestehen aufs mächtigste interessiert. Sie bewilligt nicht mehr schrankenlos alle Forderungen der Arbeiter, oft muß sie ihnen scharf entgentreten. Die Folge davon ist natürlich ein Abschwenken des Proletariates in die radikalen Lager. Das haben die deutschen Sozialdemokraten am 15. September sehr rasch gesehen, daß es mit ihrer Macht in Deutschland vorbei war. Sie haben auch sofort versucht, die nötigen Maßnahmen zu treffen, um einen weiteren Rückgang ihrer Bewegung zu verhindern. In der „Roten Revue“ rief Friedrich Heeb nach einer Verjüngung der Partei und bezüglich der Methoden erklärt er: „Die deutschen Genossen könnten von den Nationalsozialisten viel lernen.“ „Hervorhebung des sozialistischen Endzieles“ verlangte Dr. Breitscheid in seinem Zürcher Vortrage.

Dieses außerordentlich wichtige Problem, diese Lebensfrage stellt sich aber nicht nur für die deutsche Sozialdemo-

kratie. Es ist ein Problem, das auch die schweizerischen, speziell die zürcherischen Sozialisten lösen müssen. Nun sind die Zürcher Genossen ihren deutschen Parteifreunden in einem Punkte um ein großes Stück voraus. Sie erkannten die Gefahr sehr viel rascher und warteten nicht bis nach den Wahlen, sondern handelten vorher.

Sie handelten, das heißt sie revidierten ihr Parteiprogramm. Allein der Vortrag Dr. Breitscheids scheint keinen großen Eindruck auf die Zürcher Genossen gemacht zu haben; denn das neue Kommunalprogramm ist so harmlos, so wenig revolutionär, daß man sich unwillkürlich an den Kopf greifen muß, um dieses kärgliche Resultat zu verstehen. Verschwunden sind alle die hochtönenden Phrasen von Diktatur des Proletariates, von schamloser Ausbeutung und elender Korruption, von Generalstreik, von Umsturz der Gesellschaftsordnung usw. Dafür beschäftigt sich die spießbürgerlich gewordene Sozialdemokratie mit dem Schutz des Stadtbildes vor Verunstaltung, mit der Förderung des Bibliothekwesens, mit Kleingärten und Spazierwegen usw. Es ist ein langer Weg von Fritz Platten bis zu Emil Klöti . . .

Hätte man dem neuen Kommunalprogramm nicht jenen kurzen Abschnitt „Grundsätzliches“ vorangeschickt, könnte man ruhig meinen, es handle sich um das Programm einer linksbürgerlichen Partei. Zur Hauptsache besteht es aus einer langen, fast endlosen Reihe von Postulaten, die seine Verfasser sehr wohl aus der Postulatensammlung des Stadtrates, die jeweils dem Geschäftsbericht beigegeben wird, abgeschrieben haben könnten. Vielleicht hat auch ein gescheiter Genosse alle die großen und kleinen, die möglichen und unmöglichen, die berechtigten und unberechtigten Wünsche und Anregungen, die im Großen Stadtrat bei Geschäftsbericht- und Budgetdebatten von bürgerlicher, sozialistischer und kommunistischer Seite geäußert werden, schön hübsch gesammelt und die scharfsinnigen Parteiführer haben daraus ein Parteiprogramm zusammengeschustert. Eine große allumfassende Idee, eben die Idee des Sozialismus, die doch nach Robert Grimm eine Weltanschauung sein soll, ist nicht zu finden. Nirgends ein frischer, scharfer Zug, der das ganze Programm charakterisieren würde,

nirgends scharf umrissene Forderungen, dafür aber die einer grundsatzlosen Opportunitätspolitik entsprungenen Halbheiten. Ich muß es offen bekennen: das kommunistische Programm hat mir unendlich viel besser gefallen. Gewiß ist es lächerlich, naiv in seiner vollständigen Verkennung der Wirklichkeit; in seiner durchwegs kommunistischen Einstellung aber besitzt es etwas Imponierendes.

Nach dem neuen Kommunalprogramm der zürcherischen Sozialdemokratie gäbe es überhaupt keine wesentlichen Unterschiede mehr zwischen Bürgertum und Sozialdemokratie, so daß einem jeder Wahlkampf als unnatürlich vorkommen müßte. Aber es ist doch etwas anderes, als es die Genossen darzustellen suchen. Die Sozialdemokratie hat nur eine taktische Schwenkung vollzogen. Bis jetzt sahen wir in ihr stets die Partei des arbeitenden und werktätigen Volkes, die Partei des Proletariates. Auf einmal aber gibt sie sich nun — man möchte sagen — als wiedererstandene Grütlianerpartei. Denn das muß jedem klar sein: mit diesem Kommunalprogramm begeistert die Sozialdemokratie keinen einzigen Arbeiter, damit gewinnt sie höchstens den kleinen Mann aus dem Volke, den Angestellten und Beamten. Das Programm ist ja so geschickt aufgebaut, daß für alle Wünsche gesorgt ist. Bedeutet es aber wirklich eine Umstellung der Sozialdemokratie? Ich glaube es nicht. Die Sozialdemokraten wollen aus einer Arbeiterpartei eine Kleinbürgerpartei werden, sie wollen eine Arbeiter- und Kleinbürgerpartei sein. Das Kommunalprogramm ist dasjenige der Kleinbürgerpartei. Und die Arbeiterpartei, wo bleibt diese? Sie wird noch reichlich zu ihrem Recht kommen. Haben sich die Genossen dem kleinen Mann aus dem Volke als verständnisvolle, gutmütige, ganz und gar ungefährliche Freunde vorgestellt, so werden sie sehr bald dem Arbeiter gegenüber die Zähne fletschen, sich als revolutionär aufspielen, als ob morgen schon der Tag der Weltrevolution anbrechen würde. Welches ist das wahre Gesicht dieses Januskopfes? Ist es überhaupt eines von beiden? Ist es nicht etwa ein drittes, eines das der Außenstehende gar nicht kennt? Nein, die Sozialdemokratie ist weder eine harmlose Partei der „Sozialpatrioten“ (so nannten sie einst die Grütlianer), noch eine blut-

rünstige, revolutionäre Umsturzpartei. Wäre sie eine sozial-reformerische Partei, so würde sie von selbst zur vollständigen Bedeutungslosigkeit herabsinken. Aber auch, wenn sie auf dem Wege der Gewalt die Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung ändern wollte, auch dann müßte man sie nicht als allzu gefährlich einschätzen. Die Sozialdemokratie aber darf nicht belächelt werden, sie ist die mächtigste und gefährlichste Gegenbewegung des Kapitalismus. Sie ist umso gefährlicher, weil heute ihre Methoden im Rahmen der Demokratie bleiben. Es ist durchaus falsch, wenn man behauptet, die Sozialdemokratie sei ins Lager des Bürgertums abgeschwenkt, sie halte nur noch aus Prestigegründen an gewissen Programmpunkten fest, aber kein führender Sozialdemokrat denke ernsthaft daran, eine Änderung der Gesellschaftsordnung herbeizuführen. Die Mittel und Wege sind andere geworden. Gewiß, Generalstreiks, Demonstrationen und gewaltsame Erhebungen sind heute verpönt. Dafür fordert man kommunalen Wohnungsbau — also Staatssozialismus, und Tarifverträge — also Aufhebung der Vertragsfreiheit. Äußerlich sind es harmlose Forderungen, die mit Revolution sehr wenig zu tun haben. Allein die Sozialdemokratie hat gelernt, daß sie damit viel mehr erreicht als mit einer ständigen Propagierung der Gewalt. Der große Kampf zwischen Bürgertum und Sozialdemokratie wird weder heute, noch morgen, noch übermorgen, sondern heute und morgen und übermorgen ausgefochten. Die Entscheidung fällt nicht an einem Tage durch einen Streik oder durch einen Bürgerkrieg, sondern das ganze Jahr hindurch. Darin ist ja die Sozialdemokratie dem Bolschewismus unbedingt überlegen, daß sie die sozialistische Gesellschaftsordnung planmäßig vorbereitet und fördert, so daß der vollständige Übergang nur noch ein kleiner Schritt sein wird. „Persévérance“ forderte Ernst Paul Gräber. Besser hätte der kluge Neuenburger die sozialdemokratische Politik unserer Tage nicht charakterisieren können. In der Tat liegt das Wesen ihrer Methoden darin. Sie hat Zeit zu warten und begnügt sich im einzelnen Fall mit kleinen Teilerfolgen. Aber wenn sie auch ihre Kampfweise geändert hat, eine sozialreformerische Partei wurde sie nicht und wird sie nicht werden. Sie bleibt dem Sozialismus treu, wenn sie ihn ge-

legentlich auch nicht mehr so stark betont. Heute kann sie es sich ersparen, ständig vom kommenden Umsturz zu reden. Ob die sozialistische Gesellschaftsordnung einen Tag früher oder später kommt, kümmert die heutigen sozialdemokratischen Führer wenig. Die Gewißheit, daß sie einst verwirklicht werden soll, läßt sie Schwenkungen opportunistischer Natur umso leichter vollziehen. Was wir heute konstatieren können, ist keine grundsätzlich andere Einstellung. Die Sozialdemokratie hat nur ihren Aktionsradius erweitert, prinzipiell aber änderte sie sich nicht.

Viele mögen diese äußerliche Wandlung vom bürgerlichen Standpunkt aus als Vorteil betrachten. Sie haben noch die Illusion, daß es möglich sei, diese Partei in den Rahmen der andern nationalen Parteien einzugliedern. Gewiß arbeitet heute schon die Sozialdemokratie mit den andern Parteien zusammen, aber nicht etwa deshalb, weil sie ihre Einstellung zum bürgerlichen Staat geändert hat, sondern nur deshalb, weil sie eingesehen hat, daß sie ebenso zielbewußt arbeiten kann, wenn sie versucht, die geistige Grundlage des Bürgertums in langsamer, zermürbender Kleinarbeit zu zerstören. Darin liegt die geradezu heimtückische Gefahr der ganzen sozialistischen Bewegung, daß sie nicht in stumpfer Negation verharret, sondern sich in der praktischen Politik des Tages so betätigt, als ob sie ihre alten programmatischen Forderungen über Bord geworfen hätte. Aber es ist nur eine Täuschung ihrer Gegner, um umso sicherer dem sozialistischen Endziele entgegenstreben zu können. Das Bürgertum soll von innen heraus unterwühlt werden, damit dann die ganze heutige Wirtschaftsordnung wie ein Kartenhaus zusammenbrechen wird und im gegebenen Moment die Sozialisten auf ihren Trümmern ihre sozialistische Gesellschaft errichten können.

Die Sozialdemokratie ist keine Partei der Sozialreformer und Kleinbürger geworden. Ihr Endziel ist immer noch: Diktatur des Proletariates! Klar und deutlich schrieb Robert Grimm, daß es über diese Frage innerhalb der Sozialdemokratie keine Diskussion gebe. Sie war vielleicht nie marxistischer als gerade heute, wo sie nun endgültig Schluß machen will mit dem revolutionären, romantischen Sozialismus und sich zum

evolutionären, passiven Sozialismus bekennt, nach dem der Sozialismus eine reife Frucht des Kapitalismus selbst sei. Sorgen wir dafür, daß Marx, nachdem er mehr als ein halbes Jahrhundert lang Unrecht behielt, immer Unrecht behalten wird!

Köng, iur.

AUS SORGE UM UNSER SCHWEIZERTUM.

Der Ton, den Herr Stünzi in seinem Artikel „Schamlose Zeitungsschreiberei“ angeschlagen hat*), war sicherlich verfehlt, schon mit Rücksicht auf unsere deutschen Kommilitonen. Sympathisch hat mich denn auch die feine ruhige Art berührt, mit der einer von ihnen in Nr. 4 des „Z.St.“ darauf reagiert hat. Wenn er uns auch gleichzeitig eine väterliche Belehrung über die Auswahl der Themata für den „Z.St.“ geben zu müssen glaubt (es wird dies wohl nötig sein?), so möchte ich mir doch erlauben, auch national-schweizerische Probleme zur Aufnahme in das Programm vorzuschlagen, die er als Ausländer — das sei ihm durchaus nicht übelgenommen — scheinbar vergessen hat.

Herrn Stünzis Stellungnahme hat mich aber andererseits sehr nachdenklich gestimmt, nicht nur in der Weise, wie sich die drei Seldwyler ausgesprochen haben, sondern auch in positivem Sinne. Vielleicht darf ich mich, gerade als A u s - l a n d s c h w e i z e r, dazu äußern.

Ich glaube nicht, daß es Herrn Stünzi darum zu tun war, das nationale Empfinden unserer deutschen Gäste zu beleidigen. Es wäre dies eines Schweizers unwürdig, eingedenk der hohen Worte, die uns unser Meister Gottfried mahnend zugerufen hat: „Achte jeden Mannes Vaterland, das Deinige aber liebe!“ Er wollte sicher auch nicht das geistige Niveau des „Z.St.“ herunterdrücken. Wo Kampf ist, fliegen Späne. Besonders wenn junges Blut regiert. Steckt nicht vielmehr hinter jener unglücklich scharfen Kritik an einer unschweizerischen Tageszeitung Zürichs eine ernste und ehrliche Sorge um unsere politische und kulturelle Freiheit, um

*) Siehe Nr. 3 des „Zürcher Student“, Juni 1930.

unser Schweizertum, die der Auslandschweizer umso besser versteht, je mehr er selbst die kulturell-nationalen Bewegungen in unseren Nachbarländern kennen lernen mußte? Es dreht sich ja im Grunde nicht um das germanophile Blättlein; auch in der welschen Schweiz haben wir entsprechende Sündenböcke. Sie sind nur Einzelerscheinungen, nur die Symptome einer Idee, die unsere nationale Unabhängigkeit mehr bedroht, als alles grimmige militaristische Säbelrasseln. Der Krieg ist trotz allem Geschrei in Mißkredit geraten, schon weil das liebe Geld fehlt; aber da der Imperialismus um jeden Preis am Leben bleiben muß, haben die Nationalisten ein Gebiet gesucht und gefunden, das auch ohne öffentlichen Mord und Totschlag auf alle Fälle Erfolg verspricht: die Nationalstaatspropaganda, deren Parole lautet: „eine Sprache, ein Volk, ein Staat“. Ihrer Natur gemäß steht sie der Paneuropabewegung schroff gegenüber und fällt bei den national aufgepeitschten Völkern auf fruchtbareren Boden als die übernationalen Einigungsbestrebungen. Sie zeichnet sich ferner dadurch aus, daß sie Politik und Kultur in einen Kübel wirft, so daß sie mit „Kultur-Imperialismus“ besser gekennzeichnet ist. Und gerade wir Schweizer müssen dies so empfinden. Was helfen uns unsere „strenge Neutralität“, unsere Armee und unsere Schützenfeste, wenn es um die Seele des Volkes geht? Es ist mir schon oft erschreckend klar geworden, wie naiv und gleichgültig der Heimatschweizer den außenpolitischen Fragen unseres Landes gegenübersteht. Man überläßt die Außenpolitik am liebsten dem Bundesrat, schimpft auch einmal gelegentlich und benützt, wenn es hoch kommt, eidgenössische Schützenfeste als Zaunpfähle zum Winken. Man erschöpft sich lieber in der Hoffnung auf die — leider noch so fernen — Vereinigten Staaten von Europa. Warum? Die Antwort haben vor noch nicht gar zu langer Zeit die „Leipziger Neueste Nachrichten“ gegeben, als sie es für höchst nötig fanden, sich auch einmal um „das Schicksal der Schweiz“ zu kümmern. Es heißt da klipp und klar, daß wir allen Grund hätten, für den Paneuropagedanken einzutreten, denn in kurzer Zeit wäre unser Schicksal doch besiegelt. Auch Zeitungsschreiberei! Gewiß. Aber so denken nicht nur ein paar Ideologen.

Ich glaube, daß ich nicht an die Haltung des faschistischen Italien zu erinnern brauche, um darzutun, daß hier die Nationalstaatsidee am aggressivsten vertreten ist, wobei die Schweiz, trotz viel schönen Reden über das Kulturideal der Eidgenossenschaft, die uns eingehen wie Honigseim, durchaus nicht verschont wird. Es geht um die Seele des Tessins. Frankreich verschickt rote Bändlein für eitle Schweizer. Aus lauter Stolz darüber vergißt man, daß es nur Herzen damit kaufen will. „Confédérés“ können sie einstweilen noch lange bleiben. Und Deutschland? Wie alle unbefriedigten Staaten des Weltkrieges sieht es ebenfalls sein Heil im Kulturnationalismus, der zum Beispiel in jenem vielgenannten „Anschluß“ Österreichs sein beredtes Zeugnis findet. Natürlich kann unsere alemannische Schweiz nicht davon ausgenommen werden, sie wird im „Deutschtum“ eingeschlossen, wie die Mücke im Spinnnetz. Soll man den Deutschen nun böse sein, daß sie tun, was die andern für nötig erachten? Sicher nicht. An uns liegt es nur, zu beweisen, daß unser Schweizertum ebenso stark ist als das Deutschtum der Deutschen und die Italianità der Italiener, daß wir in erster Linie Schweizer (vom Kantönligeist ganz abgesehen) sind und erst in zweiter Linie Europäer sein können. Das ist wohl die „Verschweizerung“, die man uns in Deutschland vorwirft.

Ich achte Deutschland und seine Tüchtigkeit zu sehr, auch habe ich zu enge Beziehungen zu mir liebwerten deutschen Menschen, als daß ich Deutschland feindlich gesinnt sein könnte, auch steht es einem alemannischen Schweizer nicht wohl an, eine Nation zu verunglimpfen, mit der uns Sprache und hohe Geisteswerte eng verbinden. Wir sind das schon unserm Schweizertum schuldig. Allein es möge mir erlaubt sein — und jeder gerechtdenkende Deutsche wird das verstehen — gegen alle jene zum Teil bitteren, zum Teil abfälligen Bemerkungen Stellung zu nehmen, die man in Deutschland gegen die Schweiz und das Schweizervolk gerichtet findet, die nun ihrerseits geeignet sind, das nationale Empfinden des Schweizers zu kränken. Vielleicht kann man dann auch Herrn Stünzi einigermaßen verstehen.

Wie sehr man unsern Unabhängigkeitswillen überhaupt

einschätzt, mag folgender Satz zeigen, der in einer Broschüre über „Das Deutschtum im Ausland“ (von Professor Heinrich Nawiasky, 1926, Verlag Pfeiffer, München) den gutgläubigen Leser folgendermaßen belehrt: „... die deutschen Schweizer sind gefühlsmäßig in erster Linie Schweizer, es fehlt jedes Bestreben zum Aufgehen im Mutterland. Früher stand der Gegensatz zwischen der republikanischen und monarchischen Einstellung im Wege, jetzt ist es der Gegensatz zwischen dem wirtschaftlich reichen und politisch gefestigten Neutralen zu dem wirtschaftlich armen und politisch nicht gefestigten Unterlegenen“. Kommentar wirklich überflüssig! Übrigens wird man in Deutschland auf Schritt und Tritt aufgeklärt, daß das Deutschtum auf 15 Staaten verteilt sei, und daß die Schweiz dabei mit 2,8 Millionen Deutschen gar nicht an letzter Stelle steht. Es sind heute nicht mehr nur die Alldeutschen, die das propagieren, sondern das deutsche Volk wird systematisch zum Glauben an ein Großdeutschland erzogen, in dem die Schweiz ebenfalls nicht fehlen darf. Einstweilen tut man das in Wort und Bild. Ricarda Huch, sonst eine geschätzte Dichterin, hat scheinbar nichts besseres zu tun, als „D e u t s c h e Städtebilder aus der Schweiz“, ausgerechnet mit solchen aus Hinterpommern in einem Band! — herauszugeben. Man hält alljährlich in Freiburg i. Breisgau eine „Alemannenwoche“ ab, um das Zusammengehörigkeitsgefühl des zerrissenen Alemannenstammes zu stärken. Eine Sache, die übrigens dort angebracht wäre, wo die meisten Alemannen wohnen . . . Aber das wäre dann Imperialismus. In neuester Zeit leistete sich die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ den Spaß, daß sie unter der Sammelüberschrift „S ü d d e u t s c h e Musiknachrichten“ solche in erster Linie von Z ü r i c h vor Wien und München wiedergab.

Kein Wunder! Zürich ist nicht nur das geistige Zentrum der alemannischen Schweiz, sondern leider auch meist die Heimat aller jener Bünde und Vereine, die ihre eidgenössische Gesinnung auf eine seltsame Weise auslegen, gegen die der Charakter des beanstandeten Zürcher Blättleins einer harmlosen Deutschfreundlichkeit gleichkommt. Von hier aus reisen jene famosen „Schweizer“, die sonst nicht genug von der Bedrohung der schweizerischen Unabhängigkeit durch Frankreich und

Italien erzählen können, an alldeutsche Tagungen, um dort für die „Schicksalsverbundenheit der Schweizer mit dem deutschen Brudervolk“ zu demonstrieren. Kein Wunder, wenn selbst die städtischen Behörden Limmat-Athens päpstlicher sind als der Papst. Ist es nicht tragisch und komisch zugleich, wenn sich in den Zürcher Straßen ein „Kraftwagen“ der Zürcher Straßenbahn und ein heimeliger A u t o b u s aus dem deutschen Ulm begegnen? Man mag zur Verdeutschungsfrage stehen wie man will, aber die Mißachtung unseres schweizerdeutschen Sprachgebrauches geht hier zu weit. Das hat man sogar im Nationalrat eingesehen und gegen den wahnwitzigen Sprachreinigungseifer der S.B.B. energisch Front gemacht. Wer weiß, wie scharf das Organ des „Deutschen Sprachvereins“ zum Beispiel unter dem Titel „Allzu Närrisches aus der Schweiz“ gegen Perron, Billett, Kondukteur usw. gearbeitet hat, wird zugeben müssen, daß sein Sieg ein ganzer ist. Also selbst bei diesem e i d g e n ö s s i s c h e n Verkehrsinstitut zeigt sich unfreie Unterwürfigkeit unter fremden Kulturimperialismus und charakterlose Nivellierung unserer volklichen Eigenart. Die Sorge aber um unser Schweizertum überlassen wir weiter den „Fäschtkomitées“.

A. Frei.

ITALIENREISE DES V.S.S.

Das Auslandsamt des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften hat in den letzten Tagen an allen Hochschulen der Schweiz die nachgerade berühmt gewordene Italienreise publiziert. Berühmt darum, weil die Einladung seitens der italienischen Studentenschaft schon seit bald einem Jahr bei den Akten liegt, die Durchführung der Reise aber aus verschiedenen Gründen zweimal verschoben werden mußte. Nun haben wir's gewagt und die schweizerische Studentenschaft mit einem zügigen, vielleicht nur allzu feudalen Programm überrascht.

Die Fahrt geht von Zürich über Mailand-Bologna-Florenz-Rom nach Neapel und zurück längs der Küste über Rom-Genua-Mailand nach Zürich. Das Programm wurde in zuvorkommender Weise vom Generalsekretariat der Faschistischen Partei (Untersekretariat der Gruppi Universitari Fascisti) ausgear-

beitet, was zugleich besagt, daß für eine reibungslose und angenehme Durchführung der Reise alle Garantien vorhanden sind. Aus dem Programm ist zu ersehen, daß der Aufenthalt in Mailand kurz bemessen ist, für Roma aber zirka sechs Tage reserviert sind. Der Grund liegt darin, daß Rom sich gerade in den letzten Jahren so sehr zur modernen Großstadt entwickelt hat, daß sich ein längerer Aufenthalt, ganz abgesehen vom Interesse für die Antike, schon deswegen rechtfertigt. Die Art und Weise, wie der Aufenthalt und die Stadtbesichtigung in Rom eingeteilt sind, wird es uns ermöglichen, in dieser relativ kurzen Zeit einen bleibenden Eindruck von den Sehenswürdigkeiten der italienischen Kapitale zu erhalten. Besonders vielseitig wird sich der Aufenthalt in Neapel gestalten. Der Naturfreund wird sich auf die Fahrt über den tiefblauen Golf nach der berühmten Insel Capri mit ihrer „Grotta Azzurra“ freuen, während der Verehrer der Antike in Pompei und dem „Museo Nazionale“ voll auf seine Rechnung kommen wird.

Aber auch die gesellschaftliche Seite unserer Italienreise wird selbstverständlich nicht vernachlässigt werden. Dafür bürgen die offiziellen Empfänge durch die Behörden und die lokalen Gruppi Universitari Fascisti, wie es in allen Aufenthaltsstädten vorgesehen ist. Manchem wird sich da Gelegenheit bieten, seine, wenn auch rudimentären, italienischen Sprachkenntnisse zum besten zu geben. Aber auch mit deutsch und französisch ist gut durchzukommen, denn die italienischen Studenten fangen immer mehr an, sich dem Studium dieser Sprachen hinzugeben. Auf alle Fälle bieten diese Stunden, die wir mit unsern italienischen Kommilitonen verbringen werden, die beste Gelegenheit, sich mit der italienischen Mentalität, für die wir oft nur allzuwenig Verständnis aufbringen, aus eigener Erfahrung vertraut zu machen. Gerade diejenigen, die sich für die politische Einstellung des italienischen Studenten zum Staat interessieren, werden sicher recht interessante Beobachtungen machen können. Die italienische Studentenschaft freut sich aufrichtig auf den Besuch ihrer schweizerischen Kommilitonen und Kommilitoninnen (auch die Herren Dozenten sind selbstverständlich freundlichst eingeladen!), denn ein solcher Besuch bedeutet für sie nichts Alltägliches. Das bewies der

liebenswürdige Empfang, den sie letzten Sommer einer Gesellschaft bulgarischer Studenten bereiteten. Ein Empfang durch den Ministerpräsidenten, wie er auch den bulgarischen Studenten zuteil wurde, liegt für uns durchaus im Bereich der Möglichkeit, es läßt sich darüber natürlich jetzt noch nichts Bestimmtes sagen.

Wir richten an alle jene, denen eine Beteiligung an dieser großzügig angelegten Italienreise möglich ist, die freundliche Einladung, sich uns anzuschließen, damit wir uns unsern italienischen Kommilitonen in stattlicher Zahl präsentieren können.

Alles Nähere ist aus den Programmen ersichtlich, die für Interessenten auf der Zentralstelle der Universität und auf der Universitätskanzlei aufliegen. Sie sind auch zu beziehen beim Auslandsamt des V.S.S., Zimmer 44a der E.T.H., täglich von 9—12 Uhr. Telephonische Auskunft täglich von 9—12 Uhr Nr. 43.421 oder über Mittag Privat Nr. 52.543.

Auslandsamt des V.S.S.

NACHTSTÜCK IM GÖTTERVIERTEL.

Spät beim Büffeln im Seminar entschlafen,
Schreck ich betroffen auf zur Geisterstunde,
Und verstau' die Schmöcker, verlass' die Braven,
Klappre im Munde.

Denn im Götterviertel der „Uni“ schreiten
Wie zu alter Zeit die antiken Größen,
Hecheln keck die heutigen Nichtigkeiten:
Hochschüliche Blößen.

Z e u s :

Herrlich war die Welt, als ich Göttervater
Und sich innig Künstler und Gott gewogen;
Nunmehr sind des gläubigen Volks Berater
Nur Theologen.

H e r m e s :

Gott war ich der Pfiffigen und der Diebe,
Praktisch ist mein Heer über allen Ohmen;
Doch daß Keiner Mir in die Schuhe schiebe
Nat.-Ökonomen.

Ä s k u l a p :

Schirmherr ich der Heilkünstler, welche weise
Und mit Spürsinn waren der Menschheit Diener.
Gift und Roßkur wurden dann Jenseits-Gleise
Der Mediziner.

H e b e :

Nektar und Ambrosia bot ich Hohen;
Helden, Sänger waren geladne Esser;
Doch was jetzt im Himmel, empfiehlt den Frohen
Bauchwehgewässer.

P a l l a s - A t h e n e :

Als ich hielt der Wissenschaft die Aegide,
Schützten stets Ideen sie vor Verflachen.
Aber heut! Empirische Thesenschmiede
Schätzen nur Sachen.

P h ö b u s - A p o l l o n :

Griechenland, das ehrte noch seine Dichter.
Doch verdächtig sind die den strengen Christen,
Und man hält als musische Schwergewichtler
Hu! Germanisten!

H e s t i a :

Hüterin des Herdes gewest vor Zeiten!
Doch der Damen Kochkunst wird immer krasser;
Hoch schon kommt's, kann eine noch zubereiten
Siedendes Wasser.

H e r a :

Mein Gemahl nahm nicht so genau die Treue,
Doch ihm wurden Helden davon geboren;
Niemals aber zeugte (ihn fräß die Reue)
Er so Doktoren.

A p h r o d i t e :

Heldisch hab' ich liebende Glut erzogen.
Göttinloses Heute voll Minnekater!
Pfui! dein Herz kastrieren die Psychologen
Und Psychiater.

E r o s :

Zwar man nimmt mich prahlend in volle Mäuler,
Stempelt meinen Namen auf seichte Schriften.

Selten war noch weichlicher Liebe, fäuler,
Fern meinen Triften.

A n a k r e o n :

Göttlich war die Sprache als Herr der Dichter,
Und die Worte heiliger Flügel flogen!
Schmach! jetzt sumpft im Fremdwort das Schwätzgelichter
Der Philologen.

D i o n y s o s :

Zwar wir mischten weis unsern Wein mit Wasser.
Weil wir feurig, jubelte doch Frohlocken.
Wer ein Schwächling, säuft seinen Weingeist krasser
Oder bleibt trocken.

P o s e i d o n :

Bin gewöhnt ans Wasser seit alten Zeiten
Und vertraut mit flüssigen Elementen.
Dünner ist, was hier in die Hirne leiten
Manche Dozenten.

H e p h ä s t o s :

Der ich Erze schmiedete voller Künste,
Weil mir Kraft und mächtige Feuer eigen —
Was hier manche Studiker nennen Brünste,
Will ich verschweigen.

H e r a k l e s :

Auch wir Helden hatten Gehirn und Grütze,
Stolz, daß Geist und Seele den Körper treibe.
Heut ist jede Glaubens- und Wissenspfütze
Vampyr am Leibe.

D i s k u s w e r f e r :

Hoch die Menge, welche gejubelt hatte
Beiden: Künstlern wie auch den Heldenspielen!
Heut versteht die Masse, die boxkampsatte
Einzig noch Schwielen.

L a o k o o n :

Seht mich und die Söhne verstrickt in Schlangen,
Welche keinen freigeben noch verschonen.
Also werden euch, ihr Studenten; fangen:
Dissertationen.

S o k r a t e s :

Pflegten Mut und Körperkultur als Weise.
Sex appeal dozieren jetzt viele Ethiker,
Grunzend lehren modische Trottel-Gleise
Sumpf-Theoretiker.

P l a t o n :

Reichlich hatten früher Genie die Denker,
Werkbeweisend ihres Gehirnes Ofen.
Doktorhut erhebt heut die Sinnverrenker
Zu Philosophen.

A r e s :

Aus der Mode scheint jetzt der Krieg gekommen,
Katzenjammer ächtet das Völkerhassen.
Dafür hab ich viehische Front genommen
Zwischen den Klassen.

N i o b e :

Ihr auch höhnt die Gottheit, erwachsne Narren!
Gleichfalls wird sie euere Kinder rauben;
Daß die, anstatt euerem Massen-Schmarren,
Göttern nur glauben.

M i n o t a u r o s :

Ochs war ich im kniffligen Labyrinth,
Fraß verirrte Menschen als wär's Gemüse.
Nunmehr nennt man meine durchtriebne Finte
Psychanalyse.

M i n o s :

Totenrichter war ich der Abgeschiednen,
Sühnte streng der Spitzbuben frevle Listen.
Schlimmres droht hier manchem gerecht Gebliebnen
Von den Juristen.

A r t h e m i s :

Hei wie scholl das Hifthorn in meinen Tagen!
Sah durch Wälder sehnige Helden stürzen.
Bäh! die hohlen heutigen Männer jagen
Mammon und Schürzen.

K e r b e r o s :

Nicht mal die Ernährung verstehn Moderne,
Und es schweigen häufig dazu die Tranärzte.

Alles wird, weil schälend so Korn wie Kerne,
Opfer der Zahnärzte.

E u m ä o s (der göttliche Sauhirt):

Eines tun die Heutigen überlegen:
Forschen, was bei Haustieren sich bewähre!
Mehr als Pfarrherrn grüßt man auf allen Wegen
Veterinäre.

K l i o :

Einst schrieb man mit mythischem Sinn Geschichte.
Jetzt schilt solche Künstler man Illusoriker,
Und es kleben außen am Scheingesichte
Heut die Historiker.

D e m e t e r :

Göttin ich der Erde, des Mutterschoßes.
Längst entließ der Mensch meinen reichen Horten;
Denn er glaubt jetzt schöpferisch Ewig-Großes
Nur mit Retorten.

D i e N y m p h e n :

Wissenschaftlich zerren auch hier gar viele
Pflanzen, Tieren, Steinen und so am Schleier.
Ewig bleibt ihr ferne vom trunkenen Ziele,
Oh ihr phil. II.-er.

H a d e s :

Gott hieß ich der Unterwelt Abgrundtiefen.
Manch Gelehrter rutscht in die untern Sümpfe,
Aber vor den richtigen Weltentiefen
Klopft er die Strümpfe.

P e r s e p h o n e :

Schlaft Geschwister! Göttliche seid vernünftig!
Denn der Wahrheit singt man hier keine Oden;
Statt der Weisheit schlucken die Dürster künftig
„Saubre Methoden!!“

H e l i o s :

Noch viel kälter, als meine Sonne heiß ist,
Wäscht Studentenherzen man hier mit Lauge,
Und die Lehrer loben, wer jung schon Greis ist,
Summa cum laude.

Die Musen :

Laßt die Diskussionen mit alten Herren!
Folgt, Studenten, keinem, er sei denn Dichter;
Man wird sonst zur Lächerlichkeit verzerren
Eure Gesichter.

Pythia :

Wahrheit wird die Wissenschaft niemals finden,
Intellekt klebt kurzsichtig an Objekten;
Brotberuf, nicht Wesen, erlernt von blinden
Weltschaundefekten! Th. E. Blatter, phil. I.

DER KAMPF DER AKTION.

Wem es gelingt, sich einmal in besinnlicher Betrachtung über all die vielen weltanschaulich-politischen Gruppen der Gegenwart zu stellen, dem wird im höllischen Lärm der Diskussionen immer wieder eines auffallen: Der feste und von vornherein unerschütterliche Standpunkt der einzelnen ist so absolut trennender Art, daß hier eine gemeinsame Basis zu wirklich schöpferischer Auseinandersetzung nie gefunden werden kann. Es ergibt sich ein lächerliches Schauspiel, ein jeder trägt seine Fabrikmarke Weltanschauung wie ein Aushängeschild herum, und die meisten glauben, schon damit Mut und Geist zu zeigen. Alle sind der vollen Überzeugung, daß „ihr Gedanke“, „ihre Bewegung“ alles sei, und alle glauben an die absolute Gültigkeit ihrer einen Sicht.

Wie richtig sagt doch der 3-Stern-Redaktor der „Schweizerischen Rundschau“ (dessen markantes geistiges Gesicht wir gern einmal im körperlichen Träger unter uns sehen möchten) über den heutigen Zustand: „Für jedes Bedürfnis ist gesorgt, und wer glaubt, das sei nicht der Fall, der kann unschwer eine Gruppe bilden und von sich reden machen.“ Eine ganze Reihe sinnerloschener Gruppen stehen noch wie Krater, politische Bünde drängen „hinaus ins Volk“, auch an der Universität wird der Klassenkampf propagiert, für bestehende Parteigerüste Wahlpropaganda betrieben, und die allermeisten unserer Kommilitonen wählen den kürzesten Weg von ihrer Bude in die „Bank für Vorlesungen“ und wieder zurück, ohne sich nur im geringsten als Glied irgend einer Gemeinschaft zu fühlen.

Studierende

genießen Spezialrabatt
auf ihre Arbeiten beim

Schreib- und Diktierbureau-Bellevue

Bellevuehaus
Sonnenquai 1

Separater Diktierraum

Neurasthenie

Nervosität, Überarbeitung

Haemacithin-Pillen

Sie bringen die frühere Spannkraft und
Schaffensfreude zurück.
Glas mit 100 Pillen Fr. 5.—, 400 Pillen für
eine Kur ausreichend Fr. 18.—

Broschüre kostenlos

Victoria-Apotheke

H. FEINSTEIN vormals C. HAERLIN
Zürich, Bahnhofstraße 71
Zuverlässiger Postversand.

Frauenbund Zürich 6

Alkoholfreies

Restaurant

„Tanne“

Tannenstraße 15, beim Polytechnikum

Sorgfältig geführte Küche

Vervielfältigungsbureau B. Stier-Jetter

Künzlistraße 7, Zürich 6 Telephon 44.179

besorgt fachmännisch und zu
konkurrenzlosen Preisen
zu jeder Tageszeit

Dissertationen, Seminararbeiten, sämtliche
Schreibarbeiten, Diktate in Stenographie und
in die Maschine, Vervielfältigungen aller Art,
auch mit Buchdruckeinlagen, Tabellen,
Vereinsrundschriften

Parfumerie Schindler

Damen- und Herren-Coiffeur

ZÜRICH 1

Paradeplatz-Bahnhofstraße 26

Telephon 51.955

Parfumerien aller Marken zu billigsten Preisen

Studierende erhalten auf Parfumerien und Toiletteartikel 10%
auf Markenartikel 5% Rabatt.

Kommt in dieser Situation einer mit dem abenteuerlichen Willen, zu einem gesamtstudentischen Bewußtsein und Zusammenschluß aufzurufen, so wird ihm eine Flut von Skepsis und mitleidigem Bedauern entgegengebracht.

Diesem Schicksal entging auch Kommilitone Corti nicht. Überall fragte man: „Was hat die Atomisierung des Lebens so gefördert wie die Wissenschaft? Die Zersplitterung der „universitas“ ist ein Spiegel dieses allgemeinen Zerfalles. Die Einheit ist ein schöner Traum, heute aber ist die Universität eine Fachschule, soll, will und kann nichts anderes sein. Und hier, ausgerechnet hier will jemand einen Faden suchen, an dem man sich wieder zusammenfinden kann?“ Das Schicksal dieser Unternehmung schien der Mehrzahl von vornherein festzustehen. Aber mögen auch einige mit dem Wonnegefühl, einer interessanten Hinrichtung beiwohnen zu können, an den „Gründungsabend“ gegangen sein — es kam anders.

Das erste Signal hatte rasch eine kleine einige Freundesgruppe, die aller grundsätzlichen Böswilligkeit und Nörgelei entgegen zur Tat kommen wollte, gebunden. Dem Gründungsabend blieb nur noch eine weitere Scheidung vorbehalten. Die Geister prallten aufeinander, wie lange nicht, aber am Schlusse deckte nicht die Leiche Cortis das Feld, sondern zwei deutliche Gruppen standen sich gegenüber.

Obwohl der Initiant ausdrücklich erklärte, daß er nur einen Vorschlag machen wolle, daß man die Sache diskutieren möchte, und seinen ganzen Vortrag hindurch betonte, daß man zum Wesentlichen kommen möchte, blieb man doch am Persönlich-Zufälligen haften, stürzte sich auf die schwachen Punkte und sicherte sich durch geistvolles Lächerlichmachen allgemeinen Beifall. Man sprang auf die Themen der „Universitätswoche“ über, sah, wie unverdaut sie waren —, aber was Corti eigentlich gewollt hat, das hatte scheinbar niemand verstanden, bis es in Dr. Schmidhausers Rede aufbrach und in Professor Brunners wundervollen Worten seine Krönung fand.

Einen solch lebendigen Verlauf des Abends hatten wir niemals erwartet. An diesem Abend haben wir mehr gelernt als sonst in einem ganzen Jahr (??!! Red.). Und wenn auch tolle Sachen passierten, man zum Beispiel Cortis Ruf nach sokrati-

schem Führertum als ein Notschrei nach Gängelbandführern auffaßte, zu dessen Linderung man ihm (in deutlichsten Worten ausgedrückt) die Unterordnung unter die sozialistische Parteileitung empfahl, so hat der Abend doch auch viel Gutes versprochen.

Der Appell an alle diejenigen, die mit dem heutigen Zustand unzufrieden sind, die Aufforderung zu offener und ehrlicher gemeinsamer Arbeit an Stelle schwüler Nörgelei, ist nicht überhört worden. Die Umriss des Neuen zeigen sich jetzt langsam, die Form wird sich immer klarer herauskristallisieren. Dieses Neue konnte natürlich nicht in endgültiger Prägung gegeben werden, sondern sollte bewußt in gemeinsamer Arbeit entstehen. Gerade das war für das Verständnis das Erschwerende, daß man vorläufig nur eine Basis suchte, aus der heraus die Änderung des Bestehenden, in dessen Kritik wir alle einig sind, geschehen sollte. Wir wollten eben gerade nicht mit einem neuen Aushängeschild, mit einer absolut feststehenden Formulierung auf den Plan treten und zu den tausend Teilen den tausendeinten fügen.

Wir suchen Menschen, die geistig bewegt sind, die nicht im Pessimismus resignieren und dem Totentanz der Werte gelassen zuschauen, sondern die aus dem ewigen Leerlauf der Kritik zum Handeln kommen wollen. Hier wäre Neutralität Gesinnungslosigkeit. Diese Bewegung an der Universität kann keinem Studenten gleichgültig sein! Und daher rufen wir auch dich, Kommilitone, als offenen Freund oder Feind, zu gemeinsamem Kampf in unseren Diskussionen auf!

Helmut Suter, stud. oec.



OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

UNIVERSITÄT ZÜRICH.

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert:

a) Zum Doktor beider Rechte: Herr Kurt Schoch von Schaffhausen (Dissertation: Der Unfallbegriff in der schweizerischen privaten Einzel-Unfall-Versicherung); Herr Hans Boßhardt von Zürich (Dissertation: Die Eigentumsgarantie); Herr Hans Studer von Obfelden und Maschwanden (Dissertation: Das landwirtschaftliche Schiedsgericht des Kantons Zürich).

b) Zum Doktor der Volkswirtschaft: Herr Ernst Moser von Zollikon, Zürich und Würenlos, Aarg. (Dissertation: Die Hauptprobleme der Ausgabenpolitik des Kantons Zürich seit der Einführung des Proportionalverfahrens für die Kantonsratswahlen 1917—1928).

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Walter Spieler von Mitlödi, Glarus (Dissertation: Histologische Untersuchungen der tuberkulösen Infektionsstelle in der Rattenhaut); Herr Jakob Horlacher von Brugg, Aargau (Dissertation: Die Netzhaut im rotfreien Licht bei Sehnervenatrophie); Herr Walter Streit von Belpberg, Bern (Dissertation: Die Diphtherie-Epidemie von 1927—1930 im Kinderspital Zürich).

An der medizinischen Fakultät hat zum Doktor der Zahnheilkunde promoviert: Herr Karl Pfanner von Rorschach (Dissertation: Statistische Untersuchungen über die Vererbung von Zahncaries).

An der veterinär-medizinischen Fakultät hat promoviert: Herr Heinrich Rubli von Zürich (Dissertation: Die Myologie des Wildschweines. IV. Beitrag zur Anatomie von *Sus scrofa* L.).

An der philosophischen Fakultät I haben promoviert: Fräulein Elisabeth Sulzer von Winterthur (Dissertation: Natur und Mensch im Werke Honoré de Balzacs); Fräulein Frieda Löhner von Waldkirch, St. Gallen (Dissertation: Die Mystik und ihre Quellen in Thomas Traherne); Herr Karl Miethlich von Elgg (Dissertation: Bezeichnungen von Getreide- und Heuhaufen im Galloromanischen); Herr Fritz C. Mooser von Mels-Weißtannen, St. Gallen (Dissertation: Das Straßen- und Schiffahrtswesen der Nordostschweiz im Mittelalter).

An der philosophischen Fakultät II haben promoviert: Herr Hermann E. W. Lutz von Mannheim (Dissertation: I. Über Fagopyrismus. Eine biochemische Untersuchung, zugleich eine kritische Studie über seine Pathogenese. II. Über den Safranbitterstoff Pikrocrocin); Herr Paul Brazdzinas von Zizmariskiai, Litauen (Dissertation: Über den Starkeffekt an der Quecksilberresonanzlinie und sein Verhalten in magnetischen Feldern); Herr Albert Wettstein von Weiningen, Thurg. (Dissertation: Zur Konstitution des Sparteins. Drei synthetische Pentadecane).

Zürich, den 24. Januar 1931.

Der Universitäts-Sekretär: F. Peter.

DANKSAGUNG.

Fräulein Dr. med. Elsa Schulthess, die am 5. Dezember 1930 in Clavadel gestorben ist, hat der Zentralstelle der Studentenschaft testamentarisch ihre Bücher und Instrumente zur geschenkweisen Weitergabe an unbemittelte Studierende vermacht. Wir haben im Sinne der Erblasserin darüber verfügt und möchten nicht unterlassen, der Familie Schoch-Schultheß unsern herzlichsten Dank auszusprechen.

Zürich, den 12. Februar 1931.

Der Präsident der Zentralstellekommission: Rud. Frey, nat. oec.

Öffnungszeiten der Zentralstelle.

Während der Ferien ist die Zentralstelle geöffnet:

Dienstag und Donnerstag von 14—17 Uhr;

Samstag von 9—12 Uhr. (Karwoche geschlossen.)

Schriftliche Bestellungen werden jederzeit erledigt.

Vor Anfang des Sommersemesters sind die während der Sommermonate benötigten Waren in der Zentralstelle vorrätig. Kaufen Sie Ihre Instrumente, Labormäntel, Schreibmaschinen, Papeteriewaren im eigenen Laden, in unserer

Zentralstelle, Zimmer 2, Universität.

Bücherbesprechung.

Bürgerliches Gesetzbuch, bearbeitet von Oberlandesgerichtsrat C. Schaeffer und Dr. J. Wiefels. 6 Bände. Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig, 1930. — Wir weisen darauf hin, daß im Gewande der bestbekanntesten Schaefferbände auch das gesamte Bürgerliche Gesetzbuch in glänzender Bearbeitung vorliegt. — Was für den Schweizerstudenten den besondern Wert dieser BGB-Bearbeitung ausmacht, sind wohl nicht in erster Linie die für Deutschland geltenden Gesetzesvorschriften, sondern vielmehr die darin enthaltenen dogmatischen und vergleichenden Rechtsgrundsätze. Das gilt besonders für die Bände über Sachenrecht, Familienrecht und Erbrecht, von denen behauptet werden darf, daß sie besonders den Studierenden der untern Semester klarste Begriffe über die betreffenden Materien vermitteln. Wer in Verbindung mit den deutschen und schweizerischen Gesetzesbestimmungen rechtsvergleichend diese Schaefferausgaben gründlich durchstudiert, der hat bestimmt für sein Examen gut vorgebaut. Denn wohlverstanden: nicht nur das geltende deutsche Recht wird darin erläutert; römisches und gemeines Recht werden bei jeder Gelegenheit in ihren wesentlichsten Gedankengängen herangezogen, so daß es eine Lust wird, aus eigener Initiative noch das schweizerische Zivilgesetzbuch heranzuziehen und sich daraus eine solide Kenntnis des ganzen Privatrechtes zurechtzukonstruieren.

Die Bände gliedern sich nach folgender Einteilung: I. Bd. Allgemeiner Teil. II. Bd. 1. Teil. Allgemeiner Teil des Rechts der Schuldverhältnisse. II. Bd. 2. Teil. Besonderer Teil des Rechts der Schuldverhältnisse. III. Bd. Sachenrecht. IV. Bd. Familienrecht. V. Bd. Erbrecht.

Atlantis-Länder, Völker, Reisen. Herausgeber: Dr. Martin Hürlimann. Verlag: Atlantis Verlag Fretz & Wasmuth A.-G., Zürich.

Das Februar-Heft von Atlantis präsentiert sich als Sonderheft über China. Die große Kulturvergangenheit Chinas und die revolutionären Wirren der Gegenwart werden dargestellt in annähernd 100 Bildern, dokumentarischen Texten und Beiträgen hervorragender Kenner. Eine Proklamation des großen Kaisers Kanghsi (1661—1722) „Fördert die Schulen und mehret die Bildung“, zeigt die großen Erziehungsideale des alten China. Die neue Zeit tritt uns in einer hochinteressanten Bilderserie vor Augen, die führende Köpfe der jüngsten chinesischen Geschichte vom letzten Mandschu-Kaiserhaus bis zu Tschang Kai-schek zeigt, mit knappen sachkundigen Erläuterungen der jüngsten Geschichte Chinas. Der größte lebende chinesische Schriftsteller, Ling'K'I-Tchao, gibt einen Ausblick in die Zukunft Chinas. Prof. Ernst Boerschmann entwirft ein groß geschautes Bild von Peking als einer Weltstadt der Baukunst an Hand von wundervollen und seltenen Bildern aus der verbotenen Stadt und ihrer Umgebung. Martin Hürlimann läßt uns die Nachklänge einer Reise von Peking nach Jehol vernehmen, Eindrücke von einer Begegnung mit dem chinesischen Acker-

land und Bauerntum. Tagebuchblätter von Richard Wilhelm geben uns einen Begriff von der kultivierten geistigen Geselligkeit bei den „Alten von Tsingtau“. Der Gesandtschaftsbericht von George, Earl of Macartney, dem ersten englischen Botschafter in China, gewährt einen großartigen Einblick in das Leben des chinesischen Hofes zur Zeit, als das Mandschu-Herrscherhaus in höchster Blüte stand. Prof. Otto Fischer berichtet über unbekanntes chinesische Kunstwerke in deutschem Besitz und Dr. Rolf Müller über die astronomischen Instrumente der Pekinger Sternwarte, die eine zeitlang vor der Orangerie in Potsdam aufgestellt waren und die eigentlich von deutschen Jesuiten in Peking im 17. Jahrhundert geschaffen worden sind. Zum Schluß 11 unbekanntes Lithographien von Daumier „Blick hinter die chinesische Mauer“ von überwältigender Komik.

Zum 80. Geburtstag von Robert Seidel. Feierrede von Dr. Heinrich Ernst, alt Regierungsrat, zu Seidels 70. Geburtstag 1920, gehalten in der Kirche zu St. Jakob in Zürich, herausgegeben von seinen Freunden und Verehrern. 22 S. 8°. Preis Fr. 0.80. Orell Füßli Verlag, Zürich und Leipzig.

Eine Festrede nach zehn Jahren? Sonst freilich meist eine mißliche Sache; aber die Freunde Robert Seidels, — und welche klangvolle Namen zeichnen in dieser Broschüre zu Ehren des einst arm und unbekannt in die Schweiz Eingewanderten — haben mit feinem Gefühl das Richtige getroffen, als sie glaubten, zu seinem 80. Geburtstag nicht nur ihm, sondern allen, die sich um das Wohl der Menschen mühen, eine willkommene Gabe darzubringen, indem sie in den Worten Regierungsrat Ernsts sein reiches Leben vor uns vorbeiziehen lassen. Schlicht und männlich, warmherzig und begeisternd wie das Wesen des Jubilars selbst, werden Ideale, Ideen und Werk des tapfern, immer ehrlichen Vorkämpfers der Arbeitersache und des ethischen Sozialismus, des anerkannten Vaters der „Arbeitsschule“ und der Sozialpädagogik, des Dichters der Freiheit, des Friedens und der Arbeit, des grundgütigen Menschen geschildert, ein Reichtum unvergänglicher Art, der unsern Wünschen zum neuen Lebensjahre eine tiefe Bedeutung gibt.

Und so dürfen wir wohl sagen: In unserer so vielfach von Schlagworten beherrschten Zeit ist es hoher Gewinn, sich wieder einmal an Hand eines solchen Lebenslaufes darüber Rechenschaft zu geben, inwiefern wir es „so herrlich weit gebracht“, welche Probleme noch der Lösung und unserer Arbeit harren, aber auch welche Gaben uns das Leben bietet, auf daß wir nicht in Kampf und Sorge ermatten, sondern freudig weiterzugehen und zu wachsen vermögen im Erkennen und in der Erfüllung der Forderungen, die die Verantwortung für unsern Nächsten und für unser Land uns auferlegt. Das danken wir nicht zum kleinsten Teil Robert Seidel!

Nachdruck von Artikeln, auch auszugsweise, nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Redaktionelle Zuschriften sind an die Redaktion des „Zürcher Student“, Zimmer 2, Universität, zu richten.

Redaktionsschluß für das nächste Heft: 18. April 1931.

EGLISANA

ERHÄLT KÖRPER UND GEIST GESUND UND FRISCH